

EMILY ELGAR
Schweige nun still



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Eine junge Frau wird in die Station für Koma-Patienten des St. Catherine Hospital eingeliefert, nachdem man sie bewusstlos in einem Straßengraben gefunden hat. Ein tragischer Unfall mit Fahrerflucht? Im Bett neben Cassie liegt Frank, der am Locked-in-Syndrom leidet: Er nimmt alles wahr, kann sich aber nicht mitteilen. Die Menschen um ihn herum verhalten sich so, als wäre Frank gar nicht da. Und so ist er es, der als Einziger die Puzzleteile von Cassies Vergangenheit zusammensetzt und erkennt, dass sie noch immer in tödlicher Gefahr schwebt. Denn jemand aus ihrer nächsten Nähe würde alles tun, damit das Schweigen gewahrt bleibt, niemals ans Licht kommt, was wirklich geschehen ist ...

Autorin

Nach ihren Studienjahren in Edinburgh verbrachte die in Südengland geborene und aufgewachsene Emily Elgar mehrere Jahre als Reiseschriftstellerin in Südafrika. Später arbeitete sie von New York und Istanbul aus für eine internationale NGO. Inzwischen ist sie in ihre Heimat zurückgekehrt und lebt mit ihrem Mann in der Nähe von London, wo sie für eine Wohltätigkeitsorganisation tätig ist, die sich für Frauen in Not einsetzt. Mit »Schweige nun still« legt Emily Elgar ihr international vielbeachtetes Romandebüt vor.

Emily Elgar

Schweige nun still

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Karin Diemerling

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»If You Knew Her« bei Sphere.
An imprint of Little, Brown Book Group, London.

Textnachweis:

Motto: Paulo Coelho: Elf Minuten. Aus dem Brasilianischen von
Maralde Meyer-Minnemann. Copyright der deutschsprachigen
Ausgabe © 2003, 2006 Diogenes Verlag AG Zürich

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2018
Copyright © der Originalausgabe 2017 by Emily Elgar
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Arcangel/Mark Fearon
Redaktion: Alexander Groß
An · Herstellung: kw
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48686-1
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine Schwester Amy

*Im Leben stehen wir schließlich auch
dauernd mit einem Fuß im Märchen und
mit dem anderen am Abgrund.*

Paulo Coelho, *Elf Minuten*

Prolog

Die Nacht zieht sie in eine eisige Umarmung, als sie die schmale Straße entlanggeht, immer tiefer in die melassedichte Dunkelheit hinein. Die kalte Luft sticht mit jedem Atemzug in ihre Lunge, doch ihre Beine fühlen sich geschmeidig an, ihres neuen Ziels gewiss. Sie hört den Bach neben sich gurgeln, und die Zweige der Weißbirken knacken über ihr wie arthritische Finger.

Plötzlich leuchtet der Mond mit seinem fleckigen, freundlichen Gesicht auf sie herab und übergießt ihren Weg mit Silber wie eine gute Fee. Kurz lächelt sie zu ihm hinauf, ehe er wieder hinter einer schnell ziehenden Wolke verschwindet. Sie fühlt sich im Einklang mit allem, als wäre, leise seufzend, eine unbekannte Kraft in ihr freigesetzt worden, durch die sie mit der Welt im Takt schwingt. Vergnügt beginnt sie zu summen, von sich selbst überrascht, irgendetwas Erfundenes, Kindliches. Es ist nur Unsinn, aber das ist ihr egal, und sie schämt sich nicht.

Warum hat sie noch nie zuvor bemerkt, wie einfach das Leben sein kann?

Ihr Summen geht in Namenslaute über. Gedehnt und gelassen ruft sie: »Maisie!« Bleibt stehen und ruft wieder, lauter diesmal. »Maisie!« Lauscht. Die Stille der Nacht ist eine Präsenz für sich, dicht und anhal-

tend. Jeden Augenblick wird es in der Hecke rascheln, ein leises Krachen, wenn Maisies flinke Pfoten dünne Zweige brechen. Doch im Moment ist da nur diese vollkommene Stille. Sie beschließt, sich keine Sorgen zu machen. Maisie wird über eine Wiese in der Nähe streifen, alle Muskeln angespannt vom Adrenalin, die Schnauze auf dem Boden, taub für alles außer der Vielzahl von Gerüchen um sie herum. Sie rückt den Schulterriemen ihrer Tasche zurecht, ruft noch einmal und geht weiter die vertraute, schlaglöcherdurchsetzte Landstraße entlang.

Aufblitzende Scheinwerfer von hinten erschrecken sie, als wäre sie bei etwas Privatem gestört worden, das niemanden etwas angeht. Sie kennt das Auto und winkt, wirft einen seitlichen Schatten auf den Asphalt, ihre Arme grotesk lang.

Dann setzt sie sich in Trab, weiter vorn ist eine Ausweichstelle, wo sie miteinander sprechen können. Doch es ist, als hätte sie durch ihr Laufen den Wagen erst auf sich aufmerksam gemacht, hätte irgendeine Schwäche zu erkennen gegeben. Die Scheinwerfer richten sich wie der starre, instinktgesteuerte Blick eines Raubtiers auf sie, das Beute gewittert hat. Sie spürt sie immer schneller herankommen, auf sich zupreschen. Ein Schrei dringt aus ihrer Kehle, doch der Wind reißt ihre Stimme mit sich fort, als würde diese woanders gebraucht, in einem anderen Drama. Das Auto gibt ein tiefes Knurren von sich, dicht hinter ihr jetzt.

Die Tasche rutscht ihr von der Schulter, und ihr Kopf fährt herum, als der Wagen sie an der Hüfte

erwischt. Sie fühlt ihre Knochen splintern, leicht wie Porzellan, und dreht sich durch den Aufprall um sich selbst, eine verrückte Pirouette bis zum Rand des Grabens. Ihre Füße können nicht mithalten, und sie stürzt. Dornen reißen ihre Hände auf, als sie versucht, sich an der Hecke festzuhalten, doch es sind nur Brombeersträucher und lose Zweige, die ihren Fall nicht einmal bremsen. Sie hört sich schreien, weit entfernt, als käme es von jemand anderem. Es klingt wie ein auf die Schlachtertheke geknalltes Stück Fleisch, als ihr Kopf auf etwas Hartem aufschlägt.

Das Bachbett ist schmal, und sie passt genau hinein, wie in einen Sarg. Ihr Herz pumpt mit solcher Macht Energie durch ihren Körper, dass sie nichts anderes spürt. Selbst das eiskalte Wasser, das um sie herumströmt, sich einen neuen Lauf um dieses Hindernis suchen muss, sticht nicht mehr. Es riecht nach Nässe und Fauligem, und ihr Atem bildet dünne Wolken, lauter kleine Geister, die aus ihr entfleuchen und sich in der Nacht auflösen.

Der Nachthimmel ist immer noch tintenschwarz, und Regentropfen prickeln auf ihrem Gesicht wie rasche, feuchte Küsse. Das Auto ist über ihr zum Halten gekommen, mechanisch hechelnd.

Sie führt eine Hand zwischen ihre Beine und hält sie sich vor die Augen. Kein Blut. Gott sei Dank, kein Blut. Maisie, die ungezogene Maisie, bellt. Sie hört Schritte oben auf dem Asphalt. Sie halten inne, doch dann entfernen sie sich zu ihrer Erleichterung wieder. Die sanfte Stille vor Tagesanbruch hüllt sie ein, deckt sie in ihrem neuen Bett zu. Sie fühlt sich zärtlich gehalten

von dem Bach, gewiegt von seinem leisen Murmeln,
und beschließt zu schlafen, nur für ein Weilchen, denn
wenn sie aufwacht, wird alles klar sein – und sie wird
wieder frei sein.

I

Alice

Ich setze mich zu ihm, auf den gewohnten Stuhl. Sein Kopf ist mir zugewandt, und er wartet geduldig darauf, dass ich beginne. Mit einer Begrüßung rechne ich nicht, und das ist auch gut so, denn von ihm kommt nie eine. Er wartet einfach ab, profimäßig, denn früher oder später fange ich stets an zu reden.

»Hallo, Frank. Frohes neues Jahr. Ich hoffe, Sie haben Weihnachten gut überstanden. Es ist schön, Sie wiederzusehen.« Ich lächle ihn an.

Er regt sich nicht, zuckt mit keiner Miene.

»Es kommt mir vor, als wäre ich eine Ewigkeit weg gewesen.« Ich blicke mich um, sein spärliches kleines Abteil sieht aus wie immer. Nach all dem Regen ist das helle Januarlicht, das durch das Fenster hereinströmt und die Staubpartikel in der Luft einfängt, eine wahre Erholung.

»Weihnachten war ganz nett. Ich hatte Ihnen doch erzählt, dass David und ich nach New Forest fahren würden, um meine Familie zu besuchen, nicht wahr? Also, Claire, meine Schwester, hat unsere Eltern in die ausgebaute Scheune umgesiedelt, damit Martin und sie und die Kinder ins Haupthaus ziehen können. Ich

dachte, es würde mir nichts ausmachen, aber es war doch ziemlich merkwürdig, das Haus, in dem wir aufgewachsen sind, voll mit anderen Sachen zu sehen. Na ja, David meinte, dass meine Eltern glücklich über das neue Arrangement wirken, und das ist ja schließlich die Hauptsache.«

Der Plan war von meiner anderthalb Jahre jüngeren Schwester Claire ausgebrütet und dann zielstrebig ausgeführt worden. Sie hatte verkündet, es sei doch absurd, dass unsere Eltern in ihrem großen georgianischen Haus mit vier Schlafzimmern herumgeisterten, während sie sich mit ihrer Familie in einer engen Mietwohnung drängen müsse. Der Umbau der alten, rußgeschwärzten Scheune war von meinem Mann David, der Architekt ist, entworfen und innerhalb eines knappen halben Jahres fertiggestellt worden. Meine Eltern hatten ihre Vogelbücher, ihre Teebecher und ihren alten Eichentisch genommen, an dessen einer Längsseite immer noch »Alice Taylor« eingeritzt steht, und waren in ihrer gewohnt bescheidenen Art in ihr neues Zuhause hinübergeschlurft. Für den Rest hatte Claire einen Container gemietet.

Frank wartet darauf, dass ich weitererzähle.

Ich rutsche auf meinem Stuhl herum. »Die Kinder waren süß. Harry, mein fünfjähriger Neffe, hat vor Kurzem Kopfläuse gehabt und entdeckt, dass in Alice ›lice‹ wie ›Läuse‹ steckt. Daraufhin hat er mich die ganze Weihnachtszeit über ›Bäh-lice‹ oder ›Alice im Läuseland‹ gerufen. David fand das todkomisch. Ich habe Martin gegenüber angedeutet, dass er das Harry mal verbieten könnte, aber entweder hat er es nicht

verstanden, oder er wollte nicht. Bei Martin weiß man nie so genau.«

Ich habe mir immer noch kein endgültiges Urteil über meinen phlegmatischen, achselzuckenden Schwager gebildet. Entweder ist er ein stilles Genie oder alles andere als eine Leuchte. David meint, er hätte einfach einen Weg gefunden, sich das Leben leicht zu machen, und dann wäre er allerdings ein Genie, denn er ist immerhin mit meiner Schwester verheiratet.

»Claire und ich sind uns zum Glück nicht allzu sehr auf den Wecker gegangen, aber einen kleinen Zwischenfall gab es doch, ausgerechnet am Weihnachtstag.« Ich beuge mich vertraulich zu Frank vor. Mit den meisten Leuten kann ich nicht so über die Kinder reden, deshalb genieße ich es jetzt regelrecht. »Ich hatte Harry gerade beim Baden beaufsichtigt und war hinunter in die Küche gegangen, wo ich Claire doch tatsächlich dabei ertappte, wie sie Weintrauben für Elsa schälte ... Trauben schälen, also ehrlich! Ich meine, für ein Baby, okay, aber für eine Dreijährige? Claire hat mir offenbar angesehen, was ich dachte, denn sie fühlte sich sofort bemüßigt zu erklären, dass Elsa sie mit Schale nicht essen würde. Kurz darauf ist zum Glück David hereingekommen und hat mich davon abgehalten, ihr die Meinung zu sagen.«

Letzteres stimmt nicht ganz. Davids Gegenwart hat zwar einen ausgewachsenen Streit verhindert, aber ich hatte mich zuvor nicht davon abhalten können zu murmeln: »Sie hat dich um den kleinen Finger gewickelt«, als Claire sich über ihren neuen Küchentisch beugte und mit dem Fingernagel eine Traube bearbei-

tete, während Elsa in ihrem Hochstuhl saß und gegen die Tischkante trat wie ein kleiner Diktator.

Claire sah mich scharf an. »Was hast du gesagt, Ali?«

Elsa hatte aufgehört, gegen den Tisch zu treten, ihre Wangen rotfleckig von Traubensaft, und schien ungehalten über meine Einmischung, wo doch alles gerade so schön glatt für sie lief.

»Also wirklich, Claire, du schälst immer noch Trauben für sie?«

Claire war mit der Traube fertig und gab sie Elsa, die sie sich schnappte, ohne mich aus den Augen zu lassen, und mit ihrer pummeligen Faust gierig in den Mund schob.

»Ich möchte einfach, dass sie mehr Obst isst, und das ist die einzige Möglichkeit«, erklärte meine Schwester mühsam beherrscht. Elsa saugte an der Traube herum und versuchte, ihre glitschige, hautlose Oberfläche mit den Zähnen zu fassen zu bekommen. Claire trank einen Schluck Wein. »Lass mich einfach machen, Alice, ja?«, sagte sie, was im Klartext hieß: »Du hast keine Kinder, also kannst du das nicht verstehen.« In dem Moment kam David herein, perfektes Timing wie immer. Sein Weihnachts-Papierhütchen war unten ausgerissen, und seine früh ergrauten Haare quollen wirr darunter hervor. Er merkte sofort, dass ich angetrunken und müde genug war, um einen kleinlichen Streit vom Zaun zu brechen.

»Komm mit, Alice, und hilf deinem Dad und mir, Martin und deine Mum zu schlagen.« Sie hatten begonnen, Brettspiele im Wohnzimmer zu spielen, wäh-

rend ich Claire mit den Kindern geholfen hatte. David kann Streitereien nicht ertragen, also folgte ich ihm hinüber, Elsas Hochstuhl ausweichend, um Trivial Pursuit zu spielen. Beim Hinausgehen sah ich etwas, das an einen hellgrünen Augapfel erinnerte, aus Elsas Mündchen hervorlugen. Später ist David dann auf die geschälte Traube getreten, und ich habe mich bei Claire entschuldigt, und wir haben über die Traubenspur gelacht, die David über die Schieferfliesen gezogen hatte.

An dieser Stelle meiner Geschichte würde ein Therapeut vielleicht fragen: »Und was hat die Bemerkung Ihrer Schwester für Gefühle in Ihnen ausgelöst?« Aber nicht Frank, das ist nicht sein Stil.

Also erzähle ich weiter. »Aber sonst war es wirklich schön. Mum und Dad waren lieb und still wie üblich. Immer noch total vernarrt in Harry und Elsa. Sie finden es wunderbar, sie ganz in ihrer Nähe zu haben. Das war wohl früher das Normale: Die Großeltern halfen mit bei der Kindererziehung und brachten ihren Enkeln Sachen bei, erzählten ihnen, wie es war, als sie noch Kinder waren, und so weiter.« Ich unterbreche mich und schlucke, nicht sicher, wie ich in dieses Bild einer heilen Großfamilie hineinpasse. Rasch wechsle ich das Thema und frage mich flüchtig, ob Frank es merkt. »Danach hatten wir Simon, Davids Dad, für ein paar Tage zu Besuch, und an Silvester waren wir bei Jess und Tim – das ist das befreundete Paar aus der Nachbarschaft, von dem ich Ihnen erzählt habe –, also alles ganz ruhig und gemütlich, noch mehr Brettspiele und Wein.« Ich zucke die Achseln. »Es war nett.«

Simon, der Witwer ist, seit Davids Mutter Marjorie vor fünf Jahren ihrem Brustkrebs erlag, hat eine neue Liebe namens Golf gefunden und wirkt recht zufrieden. Mehr fällt mir nicht zu erzählen ein. Frank scheint jedoch zu ahnen, dass ich ihm etwas verschweige – ein Versprechen, das ich jüngst gegeben habe und ständig aus meinen Gedanken zu verscheuchen versuche wie eine lästige Fliege.

Ich lehne mich auf dem Besucherstuhl zurück. Frank hat sich in der Weihnachtspause nicht verändert. Sein Kopf mit dem ausgemergelten Gesicht ruht schwer auf dem Kissen und wird halb von dem Beatmungsgerät verdeckt. Ein dicker blauer Plastikschlauch verbindet ihn damit und erinnert an den Tentakel eines Kraken, der brutal aus dem Luftröhrenschnitt in seiner Kehle ragt. Sein Körper ist zusammengeschrumpft, nur noch eine Strichzeichnung, aber sein Kopf wirkt hart und kompakt wie eine Marmorbüste. Der Beatmungsapparat und die Monitore hinter ihm klicken und piepen endlos die Sekunden hinweg. Sie kommen mir heute lauter und aufdringlicher vor als sonst.

Lucy, Franks Tochter, hat mir einmal erzählt, dass er einen breiten südenglischen West-Country-Akzent hat. Ich habe eine Schwäche für Akzente. Schade, dass ich ihn wahrscheinlich nie werde sprechen hören. Er ist nur noch ein Schatten des alten Frank, den ich von Fotos kenne. Seine Haut ist fahl von der Krankenhausluft, und seine Haare liegen weiß und dünn wie gezupfte Baumwolle um seinen Schädel.

Als er vor zwei Monaten hier aufgenommen wurde,

waren sie noch kastanienbraun, so wie meine. Ich erinnere mich, dass eine meiner Kolleginnen, Carol möglicherweise, gesagt hat, wir könnten Geschwister sein. Vielleicht war es diese Bemerkung, die mich dazu bewogen hat, viel mit ihm zu sprechen. Vielleicht tue ich es aber auch, weil er schon so lange hier ist und die Wochen vergehen, ohne dass er Besuch bekommt, oder einfach deshalb, weil er ein so guter Zuhörer ist.

Mein Gefühl sagt mir, dass Frank mehr bei Bewusstsein ist, als seine Gehirnscans und Testergebnisse zeigen, aber Gefühl und Erfahrung zählen nichts hier auf 9B, alles muss durch Apparate und Kurvendigramme belegt werden, bevor etwas unternommen wird. Als Frank hier ankam, war es, wie mit einer leeren Kiste zu reden – er war weit weg, keine Ahnung, wo –, aber wenn ich jetzt bei ihm sitze, spüre ich seine Gegenwart. Ich weiß, dass er mir zuhört. Ohne einen Muskel zu bewegen oder ein Wort zu sagen, hat er mich kurz vor Weihnachten sogar getröstet, am Jahrestag meiner ersten Fehlgeburt. Ich habe ihm davon erzählt, während ich seinen Luftröhrenschnitt säuberte, ich glaube, zur Überraschung von uns beiden. Dann habe ich ihm von den sieben weiteren erzählt und sogar von denen, von denen David nichts weiß – wie mein Körper still und gründlich winziges Leben ausgelöscht hat, als würde man ein Glas über eine Kerzenflamme stülpen. Es ging mir besser, nachdem ich mit Frank gesprochen hatte. Vermutlich ist es ein Vorteil, dass er sich nicht rühren kann und ich nicht dieses halb verholene Mitleid mit ansehen muss wie bei den meisten anderen. Ich streichle über seine flaumigen

Haare, weich wie Atemhauch auf meinem Handrücken. Dieser Jahresbeginn bedeutet das Ende der Versuche und den Anfang des Sich-damit-Abfindens, dass wir keine eigenen Kinder bekommen können. Ich habe es David versprochen, habe eingesehen, dass acht Jahre des Versuchens genug sind, dass wir nicht mehr verkraften können. Es ist vorbei.

Leicht betreten beiße ich mir auf die Unterlippe. Ich sollte es nicht zur Gewohnheit werden lassen, so viel über mich selbst zu reden – das ist nicht fair Frank gegenüber –, also ziehe ich meine Hand weg und sehe mich um. Die Schwestern, die an Weihnachten Dienst hatten, haben das Fußende seines Betts mit violetten Lamettgirlanden geschmückt. Sie haben es gut gemeint, aber inzwischen sieht es ein bisschen albern aus.

Ich stehe auf, froh, etwas zu tun zu haben, und wickle die Girlanden ab. Dabei stelle ich mir vor, dass Frank denkt: *Gott sei Dank*, und sage lächelnd: »Gern geschehen, Frank«, als ich sie in den Papierkorb werfe.

Abgesehen von dem Lametta und einem Plastikweihnachtsmann samt Schlitten und Rentieren, die irgendwie hinterhältig aussehen, als würden sie gespaltene Zungen in ihren Mäulern verbergen, ist 9B diesmal glimpflich davongekommen. Der einzige weitere Schmuck in Franks Abteil sind ein paar an der Seite seines Nachttischs angebrachte Weihnachtskarten. Ich lasse sie vorläufig hängen.

Ich höre Stimmen vom Eingang der Station – die anderen Schwestern von der Tagesschicht treffen ein. In fünf Minuten habe ich Visite, also verabschiede ich

mich von Frank und betrete den breiten Flur von Station 9B des St. Catherine's Hospital oder »Kate's«, wie es im Volksmund heißt. 9B ist eine kleine Intensivüberwachungsstation mit vier betriebsfähigen Bettplätzen. Unsere Patienten hier balancieren alle auf ihrem persönlichen Hochseil zwischen Leben und Tod. Wir Schwestern wechseln uns im Allgemeinen bei der Pflege ab, aber seit Frank im November aufgenommen wurde, biete ich mich immer an, ihn zu übernehmen.

Meine weißen Turnschuhe quietschen auf dem billigen, dunkelgrünen Linoleumboden, als ich zum anderen Ende der Station gehe, das Geräusch so vertraut wie das eines kochenden Teekessels. Alles scheint wie immer, aber über Weihnachten hat sich unterschwellig etwas verändert, und es liegt eine Ahnung von neuen Möglichkeiten in der Luft. Es gibt neue Mitarbeiter und frische Terminkalender, und der Teppichboden im Schwesternzimmer ist gereinigt worden. Der Geruch ist jedoch der gleiche geblieben, ein allgegenwärtiger Dunst aus zerkochten Kartoffeln und antiseptischer Handseife. Besucher empfinden ihn als stickig, aber wenn man hier arbeitet, gewöhnt man sich daran.

Ich will mich gerade zu dem nachfeiertäglichen Gepolter gesellen, das wie Schaum aus dem Schwesternzimmer hervorquillt, als Dr. Sharma, einer der Fachärzte der Station, steif aus seinem Büro herausmarschiert, bereit für die Visite. Er sieht viel älter aus als siebenundvierzig und wirkt heute noch akkurater und pingeliger als sonst, als hätte ihm der Weihnachtsmann ein Dampfbügeleisen, ein Lineal und eine Dose

Fixierspray gebracht. Sein kleiner Oberlippenbart ist pechscharf, wie auch seine Haare, glänzend und perfekt symmetrisch. Seine Schultern bilden zwei rechte Winkel, und die drei Kulis in der Brusttasche seines Kittels – schwarz, blau und rot – sind ordentlich aufgereiht und stets griffbereit. Es ist geradezu beunruhigend. Wie kann jemand wie er in einer Umgebung voller Pisse und Kotze arbeiten? Mir ist immer ein bisschen unwohl dabei, wenn ich Visite mit ihm mache, als würde ich ihn indirekt beschmutzen, indem ich über Wundliegegeschwüre und Stuhlgang spreche.

Im Schwesternzimmer höre ich Mary mit der neuen jungen Schwester namens Lizzie schwatzen. Lizzie lacht über irgendetwas, das Mary gesagt hat. Sie hatten beide über die Feiertage Dienst, und Mary kann ein bisschen gewöhnungsbedürftig sein, weshalb ich froh bin, dass sie sich offenbar gut verstehen.

Ich nehme die Mappe mit den Stationsunterlagen vom Empfangstresen. Sharma macht seine Runde stets gern mit der ranghöchsten diensthabenden Schwester statt mit den jeweiligen Pflegekräften der einzelnen Patienten. Ich vermute, damit er nicht mit zu vielen von uns sprechen muss. Als Stationsschwester bin ich heute an der Reihe.

»Hallo, Dr. Sharma. Wie war Ihr Weihnachtsurlaub?«

»*Bonum*, danke. Sollen wir anfangen?« Sharma würzt seine Rede gern mit Latein, was Mary regelmäßig auf die Palme bringt – »Dieser aufgeblasene Arsch. Für wen hält der sich, Julius Cäsar?« –, aber mich lediglich zum Lachen.

Zurzeit gibt es nur drei Patienten auf 9B. Caleb in

Bett zwei, dem seine krebsbefallene Milz entfernt worden war, bekam kurz nach Weihnachten eine üble Infektion. Er wollte nicht mehr, wie man so sagt. Obwohl er schwach wie ein Lamm war, fand er noch die Kraft, sich die Infusionsnadel herauszureißen, durch die die Antibiotika in seinen Arm gepumpt wurden. Seine Frau Hope hat uns nach seinem Tod eine Dankeskarte geschrieben, die noch an der Pinnwand hinter dem Empfang hängt. Im Winter ist meistens viel los hier – Lungenentzündungen bei den Alten und Unfälle durch Straßenglätte und zu viel Feierei bei den Jungen. Höchstwahrscheinlich wird Calebs Bett bis heute Abend wieder belegt sein.

Die Visite beginnt bei Bett eins: ein Herzpatient namens George Peters, der sich von einer kürzlich überstandenen Lungenentzündung erholt. Dr. Sharma ist schnell mit ihm fertig und geht zu Ellen Hargreaves in Bett vier weiter, einer Neunundachtzigjährigen mit multiplem Organversagen, Demenz und Darmkrebs, bevor er schließlich zu Frank Ashcroft kommt. Frank ist für ihn der problematischste Patient auf der Station; nicht wegen seiner Symptome, sondern wegen seines lang andauernden Aufenthalts. Die meisten Patienten bleiben höchstens ein paar Wochen hier, während Frank nun schon zwei Monate bei uns liegt. Auf dem Weg zu seinem Bett kommen wir an Lizzie vorbei, die mir lächelnd zuwinkt und errötet. Sie bezieht bereits Calebs Bett frisch, das Franks gegenübersteht, und klebt Sticker mit der Aufschrift »Ich bin sterilisiert« auf alles, was von der Schwesternhelferin zum neuen Gebrauch vorbereitet wurde.

»Kein Lametta für Mr Ashcroft, wie ich sehe«, bemerkt Dr. Sharma, als wir am Fußende von Franks Bett stehen. Seine Sprechweise hat immer noch Anklänge an Hyderabad; Akzente können nicht so leicht weggebügelt werden.

»Ach so, nein, ich habe es schon abgenommen.«

»Können Sie bitte dafür sorgen, dass all das andere Zeug ebenfalls entfernt wird?«, sagt er, während er auf Franks Patientenakte blickt.

Ich beiße mir auf die Unterlippe.

»Schön, Frank Ashcroft, fünfzig, unser Hirnstamminfarkt. Einen Monat im Koma und jetzt vermutlich SRW, da einige unwillkürliche Augenbewegungen beobachtet wurden. Das EEG ergab eine extensive Schädigung bei einiger Aktivität der oberen und unteren Hirnbrücke. Er wird seit seiner Ankunft mechanisch beatmet, ist das korrekt?«

Sharma weiß natürlich über Franks Zustand und Behandlung bestens Bescheid, aber er geht gern pro forma alles noch einmal mit mir durch. Ich nicke.

»Es wurde für angezeigt erachtet, die selbstständige Atmung anzuregen und seine Zwerchfellfunktion zu untersuchen, deshalb haben wir es mit einer Reduzierung der künstlichen Beatmung versucht, doch er hat einen weiteren leichten Schlaganfall erlitten.«

»Ja, genau.«

Sharma mag gefügige Schwestern. Er hat entschieden, das Frank am »Syndrom reaktionsloser Wachheit«, umgangssprachlich »Wachkoma« genannt, leidet, nachdem er sich seine Scan-Ergebnisse ein paar Minuten lang und Frank selbst weniger als zwei Minu-

ten angesehen hatte. Das Verfahren für eine SRW-Diagnose sieht die Bestätigung durch zwei weitere Fachärzte vor. Sharma hat bisher erst eine Bestätigung. Sollte er mit seiner Diagnose durchkommen, würde das praktisch das Ende für Frank bedeuten. Er würde in eine andere Einrichtung verlegt werden, eine Art Warteraum des Leichenschauhauses, wo man ihn am Leben erhalten würde, bis er eine Infektion bekäme und die Antibiotika nicht mehr wirkten. Ich muss auf etwas Besseres für ihn hoffen, denn wozu das Ganze sonst?

»Soweit ich weiß, hat er keine nennenswerten Angehörigen. Niemanden, der sich um ihn kümmert, meine ich?«

Ich wünschte, ich könnte ihn zum Schweigen bringen. Frank liegt schließlich direkt vor uns.

»Er hat eine Tochter«, sage ich leise. »Ihre Besuche sind recht unregelmäßig. Von seiner Frau lebt er getrennt. Ein paar Freunde und seine Mutter haben ihn ein- oder zweimal besucht, aber die Mutter ist inzwischen ins Ausland gezogen. Sie wollte an Weihnachten kommen, aber es war wohl zu teuer. Sonst weiß ich von niemandem.«

Sharma wirft einen stirnrunzelnden Blick auf Frank und dann wieder auf seine Aufzeichnungen. »Nun, wie Sie wissen, ist er schon sehr lange hier, das verbraucht enorme Ressourcen. So ist das nun mal heutzutage, fürchte ich. Wir müssen eine andere Unterbringungsmöglichkeit für ihn finden. Ich habe gehört, dass ein Pflegeheim in Reading plant, in neue medizinische Ausstattung zu investieren. Ich werde mich mal

erkundigen.« Schon zückt er den blauen Kuli, und damit ist die Vormittagsvisite beendet. Ich stelle mir vor, wie Sharma sich wieder in sein Büro zurückzieht, mit dem roten Kuli Summen addiert und ausrechnet, wie viel Geld Franks Leben uns kostet.

Kurz darauf spähe ich durch das quadratische Fenster in der Tür zum Schwesternzimmer. Carol – eine Oberschwester mittleren Alters mit kurzen, dauergewellten Haaren, spontanem Lachen und großen Brüsten, die ihr Rückenschmerzen verursachen – sitzt an ihrem Schreibtisch, der mit Handbüchern, Bestimmungen und Leitfäden, Listen und Memos übersät ist. An der hinteren Wand des kleinen Raums ohne Außenfenster hat sie ein gerahmtes Foto der gesamten festen Belegschaft der Neuner-Stationen aufgehängt. Alle Schwestern hassen es, weil unsere müden Gesichter durch das Neonlicht grau und alt aussehen, aber wir mögen Carol zu sehr, um es abzuhängen.

Mit meinen fünf Jahren auf dem Buckel bin ich die Zweitdienstälteste auf 9B. Meine Freundin Mary, die Carol gerade gegenüber sitzt, eine Mince Pie zum halben Preis isst und eine Tasse Tee dazu trinkt, trägt mit ihren zwanzig Dienstjahren die Krone davon.

Mary geht auf den Ruhestand zu, ist klein und, um mit ihren eigenen Worten zu sprechen, »unaufhaltsam am Schrumpfen«. Obwohl sie ständig isst, bleibt sie dünn. Sie hat kurz geschnittene graue Haare und große, vorstehende Augen, die immer größer werden, je mehr sie sieht, wie sie behauptet. Sogar die Ärzte verehren Mary, von der man weiß, dass sie Patienten schon schneller und zutreffender diagnostiziert hat als

die erfahrensten Spezialisten. In der Abgeschlossenheit des Schwesternzimmers redet sie mit einer Mischung aus Mitleid und Verachtung über sie und nennt sie die »Ologen«, ihr Sammelbegriff für die Neurologen, Anästhesiologen, Pharmakologen, Onkologen, Kardiologen und so weiter, die jeden Tag auf der Station vorbeischauen und wie nervöse Insekten von Bett zu Bett schwirren, ehe sie sich schnell wieder in den geschützten Raum ihrer Schreibtische und Bücher zurückziehen.

Carol und Mary umarmen mich. Wir erkundigen uns gegenseitig nach unseren Feiertagen, bevor Mary die Tirade wiederaufnimmt, die ich unterbrochen habe.

»Die Ologen kapieren's einfach nicht. Sie kapieren überhaupt nichts.«

Sie ist sauer. Sie hatte Caleb mit ihrer gewohnten Sorgfalt und Aufmerksamkeit gepflegt, und dann ist er über Weihnachten gestorben. Calebs wohlhabende Familie hat den behandelnden Ärzten Karten für ein England-Rugbyspiel als Dankeschön geschickt, den Schwestern dagegen ein Dutzend Doughnuts.

»Die denken, dass alles Wissenswerte in einem Buch zu finden ist. Die meisten machen sich nicht mal die Mühe, sich die Patienten richtig anzusehen, geschweige denn, mit ihnen zu sprechen. Wir hingegen haben Tag für Tag den engsten Kontakt mit ihnen und ihren Angehörigen, wir bekommen alles mit. Krankenschwestern sind wie die Klinikeinrichtung. Alle anderen kommen und gehen, die Ologen werden befördert, die Patienten werden entlassen oder sterben,

aber wir bleiben, treu und zuverlässig, damit man sich auf uns setzen, an uns lehnen, uns womöglich ein bisschen herumschubsen kann.«

Carol gluckst amüsiert, woraufhin Mary ihre großen Augen verdreht. Ich wende mich dem Dienstplan zu, damit sie mich nicht grinsen sehen. Ich kenne das, ich weiß, wie gereizt Mary manchmal auf Carols ewige Fröhlichkeit reagiert. Sie kommt zu mir und drückt meine Schulter mit ihrer schmalen, kräftigen Hand, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten so viele Kranke und Sterbende gehoben, gewaschen, massiert und gestreichelt hat.

»So, alles auf Anfang, was? Frohes neues Jahr.« Damit geht sie hinaus auf die Station und ruft nach unserer medizinisch-technischen Assistentin. »Sue, hey, Sue!«, hören wir noch, ehe die Tür hinter ihr zufällt.

Ich setze mich zu Carol, auf Marys gerade geräumten Platz. Sie schüttelt lächelnd den Kopf mit Blick zur Tür. »Gut, dass sie sich nie ändert, was?«

Sie hat bereits eine Brille auf der Nase, tastet nun aber nach ihrer Lesebrille, die irgendwo oben in den dichten Locken ihrer Dauerwelle sitzt.

»Allerdings«, sage ich. »Sie redet davon, in Rente zu gehen, weißt du. Ich bin nicht sicher, ob sie sich nur wichtigmachen will oder ob sie es ernst meint. Jedenfalls kann ich mir den Laden hier nicht ohne sie vorstellen.«

Carol nickt bestätigend, während sie die Brille wechselt und einen Ordner aufschlägt. »So, was liegt heute an?«

Als Stationsschwester bin ich teils Managerin, teils Pflegerin. Im Kate's müssen die Stationsschwestern auf den drei Intensivstationen auch Hunderte von Verwaltungsaufgaben erledigen. 9B hat einen festen Stamm an Pflegepersonal, der durch sogenannte »Springer« ergänzt wird. Es sagt einiges über die merkwürdige Krankenhaushierarchie aus, wie das Maß an Patientenkontakt den Platz in der Nahrungskette des medizinischen Fachpersonals bestimmt. Viele Arbeitsstunden mit den Patienten – Pflegeassistentinnen, Aushilfen, Reinigungspersonal, Schwestern und Pfleger – bedeuten Plankton und Krill, während wenig oder gar keine Zeit mit ihnen – das gilt für die meisten der »Ologen« – einen zu Haien und Walen in diesem seltsamen Ozean macht. Trotz meiner zunehmenden administrativen Pflichten würde ich jedoch nie den direkten Kontakt zu den Patienten aufgeben wollen. Ich habe Medizin am University College London studiert, bin aber beim ersten Abschnitt der Ärztlichen Prüfungen durchgefallen. Ich war damals natürlich am Boden zerstört und sauer auf meine Eltern, die vorsichtig andeuteten, dass mir die Pflege vielleicht eher liege. Wie sich herausstellte, hatten sie recht, der menschliche Teil der Medizin liegt mir deutlich mehr. Ich verabreiche Medikamente, wechsele die Bettwäsche, tröste Verwandte und halte Sterbenden bis zum letzten Atemzug die Hand. Ich bin bei ihnen. Es ist mir recht, Plankton zu sein.

»Gut, schauen wir mal«, sagt Carol und studiert den Plan. »Also, du machst mit Frank weiter. Das Klinikum Brighton hat ein Bett für eine dreißigjährige

Kopftraumapatientin, GCS 4, angefragt, aber sie wird nicht vor heute Abend oder morgen früh eintreffen. Lizzie macht Bett zwei gerade für sie fertig. Wenn du Ellen Hargreaves übernehmen würdest, das wäre gut, sie hat heute alle möglichen Termine. Paula hat gesagt, es geht ihr schlecht, besonders nachts, da regt sie sich sehr auf. Schreit um Hilfe, als wäre sie wieder im Krieg, die Arme. Ach so, und hier steht etwas von Mundgeschwüren und dass ihre Magensonde überprüft werden muss. Wir haben um zwei eine Besprechung mit ihren Kindern. Und wenn du die Nachmittagsvisite machen, mit George Peters' Familie sprechen könntest – er hatte eine Springerschwester über Weihnachten, und ich denke, sie brauchen ein bisschen Zuspruch. Dann mit dem Pflegeplan loslegen, das wäre toll. Ich habe auch überlegt, Ali ... würde es dir etwas ausmachen, Lizzie in den kommenden Wochen ein wenig im Auge zu behalten? Nur um sicherzugehen, dass sie hier gut Fuß fasst.« Sie zeigt mir wieder ihr breites Grinsen, das ich erwidere, ehe ich zurück auf die geschäftige Station gehe und den langen Tag in Angriff nehme.

Kurz vor halb acht abends biege ich in unsere Auffahrt an der Blackcombe Avenue 22 ein. David und ich wohnen hier seit unserer Heirat vor sieben Jahren. Es ist eins von diesen hinter immergrünen Sträuchern fast verborgenen Häusern, die viel kleiner wirken, als sie eigentlich sind. Die Haustür lugt wie in einem Kinderbuch aus dem Gebüsch heraus, ein freundliches Auge. Das Haus stammt aus den fünfziger Jahren, ein zwei-

stöckiger Rotklinkerbau, und galt zu dem Zeitpunkt, als wir es kauften, als unbeschreiblich hässlich – vielleicht haben die vorigen Besitzer deshalb die vielen Büsche gepflanzt. Mittlerweile aber spricht man von »retro«. David meint, die Fünfziger seien wieder cool, was er schon die ganze Zeit prophezeit habe, und wir lägen voll im Trend. Er bezeichnet den Baustil als »Old Hollywood«, einen Ausdruck, den er bestimmt in einer seiner Architekturzeitschriften aufgeschnappt hat und jetzt immer benutzt, um mich zum Lachen zu bringen und mir einen Vorwand zu liefern, ihn »Archi-Trottel« zu nennen. Es ist jedoch ein nicht unzutreffendes Etikett, das muss ich zugeben. Das Haus hat einen Balkon nach hinten, mit einer Glasschiebetür und Blick auf den sanft abfallenden Garten. David war sofort von den großzügigen Proportionen und der Möglichkeit, einen Anbau hinzuzufügen, begeistert gewesen, ich von den drei Schlafzimmern und der Möglichkeit, eine Familie zu gründen. Jetzt ist es natürlich so, dass wir zwei Gästezimmer haben.

Drinnen ist alles dunkel, also muss David weg sein. Er arbeitet für den örtlichen Baugenehmigungsausschuss, und das seit einem halben Jahr von zu Hause aus, was seinem kostenbewussten Chef gut in den Kram passt und ihm selbst auch, da er so mehr Zeit für seine eigenen architektonischen Projekte herauschinden kann. David behauptet, das wird das Jahr, in dem er seine Arbeitszeit beim Ausschuss reduzieren und endlich als selbstständiger Architekt arbeiten wird. Seine Stelle im Ausschuss, wo er strittige Bauanträge für die Kommunalverwaltung bearbeitet und erörtert,

war stets nur als Übergangslösung gedacht gewesen, höchstens für ein Jahr, bis wir uns in unserem neuen, halbländlichen Leben in Sussex eingerichtet haben. Doch als die Finanzkrise zuschlug und die Leute sich keine kostspieligen Umbauten ihrer Eigenheime mehr leisten konnten, während Supermärkte wie Tesco immer noch Parkplätze brauchten, musste David die Zähne zusammenbeißen und seine Anstellung behalten. Abends redeten wir oft darüber, dass es nur für ungefähr ein weiteres Jahr sei, bis die Wirtschaft sich wieder erhole.

David ist also nicht im Haus und hat Bob, unseren schwarzen Labrador, mitgenommen. Ich taste nach dem Lichtschalter an der Wand, streife meinen Mantel ab und lasse meine Handtasche mit einem Plumps auf den Steinfußboden in der Diele fallen. Claire hat unser Haus mal als »erwachsenenordentlich« bezeichnet. Keine dreckigen Turnschuhe, kein Holzspielzeug auf dem Boden verstreut. Keine Sicherheitsschlösser an den Schränken oder Nachttöpfchen hinter der Toilette.

Unsere Küche ist eine Bauernküche in Miniatur mit einer kleinen Speisekammer und großen Fenstern zum Garten hinaus. David wäre etwas Moderneres lieber gewesen, aber ich hatte schon immer eine kleine Schwäche für den Landhausstil. Ich steige über Bobs zernagte Schlafmatte hinweg und gucke in den Kühlschrank. Am liebsten hätte ich ein Glas Wein, aber wir versuchen immer, den »trockenen«, sprich alkoholfreien, Januar durchzuhalten, also schenke ich mir ein Glas Wasser aus dem Sodastreamer ein und lehne

mich an das trogartige Spülbecken, um eine SMS an Jess zu schreiben.

Wollt ihr nächsten Donnerstag zum Abendessen zu uns kommen? David möchte über den Anbau mit euch sprechen. Ich bringe ihn dazu zu kochen, und wir könnten einen netten Abend daraus machen. LG

Als ich sie abschicke, geht das Außenlicht an, und durch das Küchenfenster sehe ich David schwitzend in seinem Lycra-Top herantraben. Er dampft wie ein Marathonläufer, atmet schwer und stützt sich mit der flachen Hand an der Mauer der Einfahrt ab, während er mit der anderen seinen Knöchel umfasst und seinen langen Oberschenkel dehnt, wobei sich die Wadenmuskeln des Standbeins unter dem Körpergewicht stark anspannen. Er hält die Stellung nur ein paar Sekunden, dehnt dann die andere Seite. Stretching war noch nie sein Ding, morgen hat er garantiert wieder einen Muskelkater.

An der Haustür ist ein leichtes Kratzen zu hören. Ich öffne sie, woraufhin Bob seinen glatten schwarzen Kopf hereinschiebt, rosa Zunge heraushängend, nach Streicheleinheiten hechelnd. Ich tätschle seine kalte, muskulöse Schulter. Er atmet ebenfalls schwer, schafft es aber dennoch, vor Freude die Stirnwülste hochzuziehen, als ich ihm in seine sanften Augen blicke und ihm versichere, dass er ein guter Junge ist.

David kommt herein und schleudert seine uralten Joggingschuhe von sich. Seine graumelierten Locken kleben an seiner Stirn, als er sich zu einem salzigen

Kuss vorbeugt, und sein forschender Blick prüft kurz, ob alles in Ordnung ist.

Um ihn zu beruhigen, mustere ich sein verschwitztes Lauf-Outfit und sage: »Ich bin beeindruckt. Neujahrsvorsatz Nummer eins.«

Er lacht. »Ich weiß. Dickes, fettes Häkchen für Bob und mich. Wobei ich allerdings sagen muss, dass Bob nicht besonders viel zur Durchhaltermental beigesteuert hat, stimmt's, Bobby?« Bob hat nur noch die Energie, mit dem Schwanz auf den Boden neben seinem Korb zu klopfen, in dem er sich bereits niedergelassen hat. Seine Flanken heben und senken sich mühsam.

David füllt seinen Wassernapf nach, bevor er sich selbst ein Glas aus dem Hahn einschenkt. Er leert es in drei großen Zügen. »Er hat wieder diese Verweigerungsnummer gebracht, weißt du, setzt sich einfach hin, rührt sich nicht vom Fleck und macht dann kehrt und will nach Hause trotten. Ich musste ihn regelrecht mitzerren.«

Ich lache. Bob kann so stur – und schwer – sein wie ein Maultier.

David tätschelt meinen Hintern, als er an mir vorbei zur Spüle geht, um sich mehr Wasser zu holen. »Wie war dein Tag?«, fragt er.

Ich lasse die Post, die ich flüchtig durchgesehen habe, auf den Küchentresen fallen und bücke mich, um meine Turnschuhe auszuziehen. Nach der Weihnachtspause tun mir die Füße mehr weh als sonst.

»Ziemlich vollgestopft«, antworte ich, »aber ganz gut. Weißt du, dass Mary jetzt schon zwanzig Jahre im Kate's ist? Ehrlich, die Frau hat wirklich Durchhalte-

vermögen. Ich weiß nicht, wie sie das geschafft hat. Das ist überhaupt noch so ein Vorsatz: Ich muss einen Plan machen, mir überlegen, wohin ich will.« Ich bin stolz darauf, dass ich so munter klinge.

In unseren ersten gemeinsamen Jahre, als wir noch in einer winzigen Souterrainwohnung in Hackney lebten – ich eine überforderte Jungschwester frisch von der Ausbildung, David in der Endphase seines Architekturstudiums –, haben wir oft bei einem Bierchen im Pub um die Ecke Zukunftspläne geschmiedet. Mit Hackney verband man zu jener Zeit noch eher hohe Verbrechensraten als Barista-Cappuccinos und Pop-up-Restaurants. Mein Plan sah vor, dass wir mit Ende zwanzig, Anfang dreißig Kinder bekommen würden. Ich würde eine Auszeit von der Krankenpflege nehmen, solange sie noch klein waren, und vielleicht etwas ganz anderes machen, wenn sie in die Schule kamen, zum Beispiel in einer Kunstgalerie arbeiten oder Schmuck designen, irgendetwas Kreatives, das es mir erlaubte, in den Ferien und wenn sie krank waren, zu Hause zu bleiben. David hätte bis dahin sein eigenes florierendes Architektenbüro. Wir würden in einem großen, gemütlichen Bauernhaus am Meer wohnen, und unsere Kinder würden mit Hunden, Hühnern und Ziegen aufwachsen und wären von der übermütigen, rotwangigen Sorte, ohne Angst vor Erwachsenen und der Zukunft. Ich hatte mir alles perfekt zurechtgelegt.

David dreht sich um und nimmt mich in die Arme, anscheinend hat er meine Gedanken gelesen. Ich passe perfekt unter seine Schulter, und er beugt sich herun-

ter, um mich irgendwo aufs Gesicht zu küssen. Seine Lippen landen in der Nähe meiner Augenbrauen.

»Und wie war dein Tag?«, frage ich gedämpft an seiner Brust. Er küsst mich noch einmal, diesmal auf den Mund, ehe wir uns loslassen.

»Ach, ganz gut eigentlich. Ich habe noch ein paar Pläne für Jess' und Tims Anbau gezeichnet, langsam sieht es richtig nach was aus.« Er berechnet ihnen nur einen Freundschaftspreis, aber der Auftrag wird ihm nützen, um sich in der Gegend einen Namen zu machen.

»Klingt toll«, sage ich und öffne eine Handyrechnung, die ich ungelesen gleich wieder zurück auf den Tresen lege. »Ich habe Jess übrigens gerade gesimt und sie für Donnerstag nächster Woche zum Essen eingeladen. Ich dachte, du und Tim könntet an den Plänen rumtüfteln, und Jess und ich könnten mal wieder richtig miteinander quatschen.«

David spült sein Glas aus. »Hört sich gut an. Dann koche ich eine von meinen berühmten Lasagnen.« Er grimassiert in den Kühlschrank hinein. »Was sollen wir zum Abendessen machen? Gott, das ist ja ein Dschungel da drin.« Er meint die Büschel von Spinat und Grünkohl, die ich gekauft habe. Vorsatz Nummer fünf: den Entsafter, den ich David zu Weihnachten geschenkt habe, auch tatsächlich benutzen. Er zerzt das ganze Grünzeug aus dem Kühlschrank, bis er ein altes Stück Cheddar findet, das er direkt auf der Arbeitsfläche zerhackt und in dicken Brocken verspeist. Den Mund voller Käse, bläst er die Backen auf und verdreht die Augen. »Sieht aus, als gäbe es heute lecker

Grünkohl mit Salatbeilage und zum Nachtisch Spinat.
Gott, wie mir Weihnachten fehlt.«

Ich lache, als er den Kopf theatralisch auf die Arbeitsplatte sinken lässt, und schnappe mir schnell das letzte Stück Käse.

»Versprich mir, dass das Jahr besser weitergeht«, murmelt er geknickt.

Ich grinse, antworte aber nicht, sondern gehe hinauf ins Schlafzimmer, weil ich mich nicht auf noch mehr Versprechen einlassen will, die ich nicht halten kann.

2

Frank

Als ich noch ein Kind war, vielleicht sechs oder sieben, wurde meine Mum krank. Nichts allzu Ernstes, wie sich bald herausstellte, aber sie musste für ein paar Wochen fort, und mein Bruder und ich kamen zu unseren Großeltern. Sie waren eigentlich ganz lieb zu uns, und trotzdem ist mir vor allem in Erinnerung geblieben, dass ich zum ersten Mal jemanden ernstlich vermisste. Nicht auf so eine unbestimmte, harmlose Art, sondern sehr schmerzlich, als wäre es ein umgekehrter Abnabelungsprozess. Ohne meine Mutter fühlte ich mich wieder wie ein Embryo, nicht selbstständig lebensfähig. Mit jeder Faser meines Wesens wollte ich wieder in sie hinein, dorthin, wo es sicher war, wo ich nie allein war. Dann kamen wir nach Hause zurück, alles wurde wieder normal, und – wie Kinder nun mal so sind – all das Weinen, Sehnen und Rufen nach ihr war schnell vergessen.

Ohne Alice musste ich an diese Wochen zurückdenken, daran, wie ich mich fühlte, als meine Mum krank war. Ich hatte geradezu Panik in den letzten Tagen und habe mich in die Vorstellung hineingesteigert, dass sie nie mehr wiederkommt. Sie hatte mir zwar gesagt,

dass sie über Weihnachten freihätte, aber ich war nur von ein, zwei Tagen ausgegangen. Die Aushilfsschwestern über die Feiertage machten sich nicht mal die Mühe, meinen Namen zu lernen. Für sie war ich nur »der Patient«.

Diese Neue, Lizzie, versucht immerhin, ab und zu mit mir zu scherzen.

»Heute mit Truthahngeschmack, Mr Ashcroft«, sagte sie am Weihnachtstag, eine Nikolausmütze auf dem Kopf, als sie eine Spritze in einen der Schläuche entleerte, die sich aus mir herausschlängeln, sodass braune Intensivstationspampe direkt in meinen Magen gepumpt wurde. Nett gemeint von ihr, aber ich würde natürlich keinen Unterschied zwischen Truthahn und Teerbrühe erkennen. Lizzie ist noch unerfahren mit Gemüse wie uns hier, das merkt man. Eigentlich ganz süß, wie sie so vorsichtig ruckend meinen Kopf bewegt. Sie will mir nicht wehtun, obwohl sie nicht weiß, wie viel ich empfinde. Die Wahrheit ist: Wenn sie eine Käsereibe über meine Brust ziehen oder ein Feuerzeug an meine Eier halten würde, würde ich alles fühlen, jeden Kratzer, jedes Versengen, genau wie alle anderen, nur dass ich nicht schreien könnte. Ich könnte nicht mal mit der Wimper zucken.

Ich frage mich oft, inwiefern es für mich hier anders wäre, wenn Dr. Sharma Alices Diagnose vom Locked-in-Syndrom vertraut hätte, statt auf seinem »Syndrom reaktionsloser Wachheit« zu beharren. Was, soweit ich es verstanden habe, ein freundlicher Ausdruck ist für »tot in jeder Hinsicht, die für Lebende zählt«. SRW-Patienten schweben zwischen Leben und Tod, ihr

Gehirn ist leer wie eine Wolke, aber ihre Lunge mit Sauerstoff vollgepumpt. Die Ärzte erhalten einen am Leben, wie Kinder einen Schmetterling an einer Schnur festhalten, sie lassen nicht los, sie spielen ihr Spiel verbissen weiter, denn die Apparate abzuschalten, die Schnur loszulassen würde bedeuten, das Spiel zu verlieren, den Schmetterling davonflattern zu lassen, und das darf nicht sein. Da kann man nichts machen, schätze ich. Die Lebenden sind im Allgemeinen besessen vom Leben.

Das ist also SRW: alle Lichter an, aber niemand zu Hause. Bei mir liegt die Sache ein wenig anders, ich bin zu Hause, aber die Sicherung ist durchgebrannt, und nichts geht mehr. Locked-in-Syndrom, wie Alice es nennt. Eine juckende Nase, Sinn für Humor, Lust auf Sex, eine Stimme im Kopf, den Drang zu scheißen, Reue, all das habe ich, all diese Triebe, Bedürfnisse und Wünsche, so deutlich, kitzelnd und quälend wie eh und je. Aber ich stecke fest, ich kann nichts »tun«. Nicht kratzen, lachen, vögeln, reden, scheißen oder weinen. Es wird alles für mich oder über meinen Kopf hinweg erledigt, mit Ausnahme des Vögeln.

Alice ist immer noch die Einzige, die mich hier drin wahrnimmt, gefangen in meinem Körper wie in einer Zwangsjacke.

Heute Morgen höre ich sie schon, bevor ich sie sehe. Ich kenne ihren Schritt inzwischen genau, er klingt wie die Finger einer Pianistin, die über die Tasten fliegen: leicht und beschwingt, die Fersentöne tiefer, die Zehentöne höher. Erleichterung durchflutet mich und erreicht ihren Scheitelpunkt, als sie in mein Gesichtsfeld tritt.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Emily Elgar

Schweige nun still

Psychothriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48686-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2018

Eine junge Frau wird in die Station für Koma-Patienten des St. Catherine Hospital eingeliefert, nachdem man sie bewusstlos in einem Straßengraben gefunden hat. Ein tragischer Unfall mit Fahrerflucht? Im Bett neben Cassie liegt Frank, der am Locked-in-Syndrom leidet: Er nimmt alles wahr, kann sich aber nicht mitteilen. Die Menschen um ihn herum verhalten sich so, als wäre Frank gar nicht da. Und so ist er es, der als einziger die Puzzleteile von Cassies Vergangenheit zusammensetzt und erkennt, dass sie noch immer in tödlicher Gefahr schwebt. Denn jemand aus ihrer nächsten Nähe würde alles tun, damit das Schweigen gewahrt bleibt, niemals ans Licht kommt, was wirklich geschehen ist ...

 [Der Titel im Katalog](#)